



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Frift die Berufung durch den Staatsanwalt wie durch den Verurtheilten angemeldet worden. Der Verurtheilte und seine Rechtsbeistände haben es für nöthig gehalten, dem Beispiel des Staatsanwalts zu folgen, um die Aussicht einer totalen Freisprechung durch ihre Befriedigung bei dem ersten Urtheil nicht etwa zu vermindern. Der Staatsanwalt aber hat die Berufung wohl nur darum eingelegt, um die Rechtsgrundsätze, welche das Urtheil der ersten Instanz aufgestellt, sich nicht einbürgern zu lassen, z. B. den Grundsatz, daß ministerielle Anweisungen an die Gesandten und Berichte der Gesandten an den Minister keine Urkunden seien. Im Uebrigen darf man sagen, daß das Interesse des großen Publikums an dem Prozeß erschöpft ist. Man weiß vollkommen, wie man mit dem Helden daran ist, und nur Blätter wie der „Newyork herald“ und Consorten allerwärts preisen den Helden als Helden.

C—r.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 10. Januar 1875.

Mit dem neuen Jahre hat für die Hauptstadt des deutschen Reichs in ganz besonderem Grade eine neue Aera begonnen. Im November hatte eine partielle Erneuerung der Stadtverordnetenversammlung stattgefunden. In dem Wahlkampfe hatte eine gemäßigte, lediglich die communalen Angelegenheiten ins Auge fassende Richtung einem Radicalismus gegenüber gestanden, der besonders im letzten Jahre das politische Fraktionswesen in das Collegium einzuführen bestrebt gewesen war. Die letztere Partei hatte den Sieg davongetragen und dadurch die Majorität in der Versammlung erlangt. Sie ließ von Anfang an keinen Zweifel darüber, daß sie ihre Uebermacht gründlich ausnützen würde; aber ihr am letzten Donnerstag erfolgtes Debüt hat auch die schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Man begann mit der Beseitigung des Stadtverordnetenvorstehers Kochhann; mit zwei Stimmen über die absolute Majorität (mit 53 von 100) wurde der Candidat des „Berges“ oder der „Fraction der Linken,“ wie sich die Opposition bisher zu nennen liebte, gewählt. In seiner Annahmeerklärung nannte der neue Präsident Herrn Kochhann einen Mann, dem an Eifer und rastloser Thätigkeit Niemand gleichkommen werde. „Die Hingebung,“ sagte er u. A., „mit der mein Vorgänger die zwölfjährige Thätigkeit hier geleitet hat, ist über jedes Lob erhaben. Wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen, das ist meine Ueberzeugung, diese

zwölfjährige rastlose Thätigkeit wird unvergessen bleiben, sie wird erhalten bleiben im Andenken der Stadt als ein Beispiel von ächtem Bürgerthum, als ein seltenes Beispiel treuer Sinebung.“ Warum aber dann diese brüste Beseitigung eines solchen Mannes? War Herr Kochhann etwa altersschwach geworden? oder widersetzte er sich der Wiederwahl? oder hatte der „Berg“ ihm wenigstens einen Nachfolger zu geben, der die Gewähr bot für eine gleich gute Führung der Geschäfte? Nichts von Allem: Herr Kochhann gehört nicht zur „Fraction,“ er erlaubt sich sogar, der Ansicht zu sein, daß die Vereintragung politischen Fraktionswesens in communale Bürgerchaften dem Gemeinwesen nicht zum Heile gereichen könne — darum mußte er fallen.

Indeß, man war darauf gefaßt gewesen, daß die Radicale die Vorsteherwahl zu einer Machtprobe benutzen würden. Der Glanzpunkt in der Inaugurationsfeier der neuen Aera, die Hauptüberraschung stand noch bevor. Unter den neugewählten Stadtverordneten befindet sich der als Repräsentant der äußersten Linken der Fortschrittspartei bekannte Eugen Richter. Herr Richter erfreut sich im Reichstage und Landtage als „Finanzcapacität,“ wenn auch keineswegs der ungetheilten Zustimmung, so doch der Achtung einiger Parteien; sein politischer Standpunkt wird wenigstens von einigen seiner Parteigenossen getheilt; sein Einfluß aber ist, am meisten wohl wegen seiner grenzenlosen Anmaßung, selbst innerhalb seiner eigenen Fraction, gleich Null. Als er sich in die Stadtverordnetenversammlung wählen ließ, war man sich klar darüber, daß er dort die Basis, die allein von ihm beherrschte Domäne darin zu finden suchte, welche ihm in den parlamentarischen Versammlungen versagt blieb. Das Schreiben, in welchem er seinen Wählern die Annahme der Wahl anzeigte, machte jeden Zweifel unmöglich. Mit bewundernswerther Offenheit gab er zu verstehen, daß er sich um die Details der städtischen Angelegenheiten nicht bekümmere, sondern nur in den Prinzipienfragen als Führer auftreten werde. Kurz, man wußte: in dem Kampfe des ehrgeizigen Radicale war es eine ausgemachte Sache, daß mit dem Jahre 1875 für die Stadt Berlin eine Aera Richter beginnen müsse. Dennoch hatte Niemand erwartet, daß Herr Richter diesen Plan mit solcher — nun, sagen wir Rücksichtslosigkeit ins Werk setzen werde, wie er es am 7. Januar gethan. Er, der soeben in die Versammlung Eintretende, überraschte dieselbe mit einer vollständig ausgearbeiteten neuen Geschäftsordnung. Daß die bestehende Geschäftsordnung reformbedürftig sei, war längst anerkannt; eine besondere Deputation des Collegiums hatte die wichtige und schwierige Materie in längeren Verhandlungen rätzlich erwogen und das Resultat ihrer Berathungen in einem Bericht an das Plenum niedergelegt.

Jetzt erscheint ein Neuling, der kaum in den Sitzungsaal hineingerochen, bezeichnet diesen Bericht als „das Papier nicht werth, auf dem er gedruckt

steht," und beansprucht, daß eine große Versammlung, die doch zum nicht geringen Theile aus Männern besteht, die in den Geschäften der städtischen Vertretung grau geworden, fortan nach seiner Pfeife tanzen. Damit nicht genug, verlangt er für seinen Geschäftsordnungsentwurf auch noch die Dringlichkeit, d. h. nichts Geringeres als die ungesäumte erste Berathung desselben. Unter normalen Verhältnissen würde eine so unerhörte Ueberrumpelung unmöglich sein, aus dem einfachen Grunde, weil Jeder den Entwurf erst zu kennen verlangen würde; hier gelang sie, weil die „Fraction“ vorher ihre Mitglieder durch bindenden Beschluß verpflichtet hatte, für die Dringlichkeit zu stimmen. Selbstverständlich nahm die hinter der Majorität nur um wenige Stimmen zurückstehende Minorität diese ungeheuerliche Anmaßung nicht mit demüthigem Schweigen hin. Aber die herrschende Partei zeigte ihr sofort, wie unter der neuen Aera die Opposition behandelt werden wird. Exclamationen und Gesten der wüthendsten Feindseligkeit für den Gegner, Beifallsgebrüll und Händeklatschen im Saal und auf der Tribüne (!) für den Fractionsgenossen, kurz, ein Tumult, wie er in den Räumen unseres Stadthauses nie geahnt wurde — das war die Signatur dieser ersten Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung. Und das Alles, ohne daß der neue Vorsteher ein Wort des Tadelns oder auch nur der Beschwichtigung gehabt hätte! Wahrhaftig, wir haben die Weltstadt par excellence in diesem Punkte kaum noch um einen Vorsprung zu beneiden!

Draußen im Reich wird man zu diesen Dingen verwundert den Kopf schütteln. Man wird sich fragen, was die so ungestüm auftretende Partei denn eigentlich wolle. Leider ist man in Berlin selbst kaum im Stande, diese Frage zu beantworten. Noch vor kurzer Zeit hätten sich die Wünsche der Partei in eine Formel zusammenfassen lassen, die sich von dem alten gemüthlichen Programm: „Es muß Alles verrungeniret werden!“ nicht gar weit entfernt hätte, ohne daß sich jedoch den ehrenwerthen Mitgliedern der „Fraction“ etwa irgendwelche Bereitwilligkeit gegenüber den Forderungen der Socialdemokratie nachsagen ließe. Es war jener bekannte dunkle Drang unklarer Köpfe, daß „es anders werden müsse“; was? und wie? war gleichgültig oder mindestens sehr zweifelhaft. Heute, nachdem Herr Richter so unverhohlen die Führerschaft übernommen, ist wenigstens soviel klar, daß die Berliner Stadtverordnetenversammlung fortan zum Tummelplatz des politischen Radicalismus gemacht werden soll.

Die radicale Partei hat mit der Ausschließlichkeit, mit welcher sie ihre Herrschaft begonnen, eine schwere Verantwortung übernommen. Aber nicht ihr allein darf dieselbe aufgebürdet werden; die Hälfte gebührt jenen 60—80 Procent der städtischen Wähler, welche bei den letzten Wahlen ihre Bürgerpflicht versäumt haben. — Die Früchte der neuen Aera sind nur zu leicht

vorherzusehen. Berlin soll demnächst mit einer Reihe umliegender Ortshschaften zu einer Provinz vereinigt und unter eine besondere Provinzialordnung gestellt werden. Was über den von der Regierung fertig gestellten Entwurf der letzteren verlautet hat, ließ vermuthen, daß die Liberale Partei im Interesse einer ersprießlichen Selbstverwaltung manche Aenderungen werde verlangen müssen. Daß aber Vorgänge, wie der vom letzten Donnerstag, dem Erfolge eines derartigen Verlangens direct entgegenarbeiten und die Position der liberalen Partei nur schwächen können, sollte auch dem blödesten Auge klar sein. In der That, der 7. Januar hat in weiten Kreisen die traurige Befürchtung erzeugt, daß in der deutschen Hauptstadt die Selbstverwaltung Bankerott machen könne. —

Mit dieser trüben Perspective meinen Brief zu schließen, bringe ich nicht übers Herz. Werfen wir denn, da die Kunst ja doch immer „heiter“ ist, noch einen kurzen Blick auf unsere Theaterwelt. In der Prosa des ernstesten Lebens habe ich lange nicht mehr die Muße zu loser Plauderei gefunden; auch heute gestattet der Raum nur ein summarisches Verfahren. Da sind also zunächst die königlichen Schauspiele. Die Oper hat uns vor einiger Zeit mit einer Novität beschenkt. „Cesario“ nennt sich dieselbe, das Libretto Shakespeare's „Was ihr wollt“ entnommen, die Composition von unserm Capellmeister Taubert. Ein kühnes Wagniß, eine der eigenartigsten Dichtungen des großen Briten in Musik zu setzen. Die hochpoetische, zarte und duftige Seite des Werkes in Tönen wiederzugeben, mag verhältnißmäßig leicht gelingen; eine arge Klippe aber sind die komischen Stellen und Charaktere. Nicolai in seinen „Luftigen Weibern“ hat diese Klippe unter der Gunst der Götter umschifft; die Muse Taubert's, sagen wir es offen, ist nicht so glücklich gewesen. Die Scenen sprudelnden, übermüthigen Humors zwischen Junker Tobias, Junker Christoph von Bleichenwang, Marie und Malvolto widerstreben prinzipiell dem ganzen Wesen der Taubert'schen Musik; sie sind außerdem in übermäßiger Breite angelegt. Sonst aber fehlt es nicht an ergreifenden Momenten; so besonders am Beginn des dritten Actes die Scene zwischen dem Herzog und Viola. Die Finales sind getragen von glänzendem polyphonem Schwung; das Ende des ersten Actes ist auch scenisch sehr wirksam. Der allgemeine Charakter der Musik ist derjenige aller Taubert'schen Compositionen: correcte Harmonie, edler Stil, süßer Wohlklang — als Musik an und für sich sehr achtungswerth, als dramatische Musik aber nicht haltbar. Es fehlt ihr die Kraft der Charakteristik, das organische Verwachsensein mit dem Stoffe. Als Operncomponist gehört Taubert einer Schule an, die nach Wagner, mag man über diesen sonst denken wie man will, nicht mehr lebensfähig ist.

Das Schauspielhaus brachte, neben einigen kleinen Novitäten, eine Komödie

von Mosenthal: „Die Sirene.“ Es ist wirklich ein eclatanter Beweis der rührenden Genügsamkeit unserer Zeit, wenn dies Stück als eines der besseren, ja besten Producte der neuesten dramatischen Literatur anerkannt wird. Sein Stoff ist die alte Geschichte von der verkannten Gouvernante oder Gesellschaftlerin, die schließlich von einem Edelmann heimgeführt wird. Nur bewegt sich die interessante Jungfrau diesmal nicht in der Sphäre Birchpfeiffer'scher Sentimentalität, sondern sie ist ein ausgelassener kleiner Kobold und möchte sich halb todtlachen darüber, daß sie trotz ihres noch sehr jugendlichen Alters nun schon bei der fünften Dame Gesellschaftlerin ist und alle Aussicht hat, demnächst aufs Neue fortgejagt zu werden. Das erste Mal wurde sie fortgeschickt, weil sie beim Liebhabertheaterspielen einem vor ihr knienden, etwas beschränkten jungen Mann gegenüber Manipulationen machte, wie wenn man einen Hund anlockt; das zweite Mal, weil sie in einer sehr frommen Kaffeegesellschaft der Teufel plagte, einmal zu probiren, wie in dieser feierlichen Stille wohl ein plötzliches „Schockschwerenothsdonnerwetter“ wirken müsse u. s. w. Im Uebrigen ist diese etwas derbe Fidelität ihr einziger Fehler; sonst ist sie ein Engel. Den Namen „Sirene“ hat ihr ein Zufall verschafft, mit ihrem Charakter hat er nichts gemein; denn daran, daß sie von dem Baron einmal zu ungewohnter Stunde in etwas derangirter Toilette überrascht wird, ist sie ganz unschuldig. Diese Figur allein trägt das ganze Stück, die anderen sind nicht schlecht, aber nur skizzenhaft gezeichnet. Die Handlung könnte frischer und kürzer sein. Indes, wenn man das Glück hat, die kleine Sirene von einer so genialen Künstlerin, wie Frau Niemann-Kaabe dargestellt zu sehen, so wird man unter allen Umständen die Erinnerung an einen genußreichen Abend davontragen.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater lebt seit einigen Wochen von Lecocq's Operette „Giroflé-Girofla“. Vor etwa Jahresfrist erlaubte ich mir bei Besprechung von „Mamsell Angot“ die Bemerkung, daß Lecocq sich als die Umkehr von der lasciven Depravation der Musik durch Offenbach zu einer würdigeren Behandlung derselben ansehen lasse. Diese Beobachtung finde ich durch „Giroflé“ bestätigt. An Stelle der Offenbach'schen Originalität ist ein vielseitiger Eklekticismus getreten; aber es sind meistens gefällige und nirgends verletzende Weisen. Leider erstreckt sich aber die Umkehr keineswegs auf den Text; da bleibt es bei der alten Unmoralität. Dazu kommt, daß die Witze der Librettoschreiber Venloo und Leterrier sehr faul und die Handlung ziemlich langweilig ist. Von den zwei Töchtern eines spanischen Granden wird die eine, Girofla, von Seeräubern gestohlen und nun muß die ihr zum Verwechseln ähnlich sehende Giroflé sie, wo es nöthig ist, vertreten und so sich auch mit zwei verschiedenen Männern trauen lassen. Die daraus entstehenden anzüglischen Situationen bilden den Corpus des Stücks. Gespielt

wird dasselbe mit der dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in dieser Beziehung eigenen Verwe.

Das Residenztheater hat in letzter Zeit rasch hintereinander zwei neue französische Sensationsdramen zu Grabe getragen; das Stadttheater hat ihm mit einer eben solchen Bestattung secundirt. Sollte endlich beim Publikum eine Geschmacksbesserung eingetreten sein? — Auf der ersteren der eben genannten Bühnen war im December die Stuttgarter Tragödin Frau Eleonore Wahlmann zu einem Gastspielcyklus eingetroffen. Die Künstlerin ist unter der Ungunst verschiedener Umstände nicht zur vollen Geltung gekommen, während sie es so sehr verdient hätte. Sie vertritt die idealistische Auffassung in der Tragödie; Wohlklang der Stimme und schöne Erscheinung erhöhen noch den Eindruck ihrer mit feinem Verständniß geschaffenen und höchst stylvoll ausgeführten Gestalten. Die höchsten Höhen des tragischen Affects sind ihr freilich versagt. So bei ihrer Darstellung der Medea: Welch' andere, Mark und Bein erschütternde Leidenschaft zeigt uns da unsere Mathilde Venata! Nur schade, daß es derselben so schwer wird, in dem von ihr geleiteten Stadttheater sich für ihre Tragödien endlich ein erträgliches Ensemble zu schaffen!

X. X. 11

G. Plon. Thorwaldsen.

An Büchern, welche uns das Leben und die Werke des großen, dänischen Bildhauers Thorwaldsen schildern, fehlt es nicht. (Siehe die Notiz auf Seite 143 von Neber's Geschichte der neuern deutschen Kunst.) Am eingehendsten und fast erschöpfend hat darüber Thiele, Sekretair der Königl. Akademie der Künste zu Kopenhagen, Thorwaldsen's Freund, der ihm in seinen letzten Jahren vielfach zur Seite gestanden und auch seinen ganzen Nachlaß geordnet hat, unter Benutzung sehr zahlreicher, vollkommen zuverlässiger Hülfsmittel, gehandelt. Aus Thiele's Werken haben dann fast alle Andern, besonders auch diejenigen, welche die gesammte neuere Kunst geschildert haben, geschöpft. — Aber es fehlte bisher an einem Buche, welches auf der Kenntniß dessen, was Thiele u. A. mitgetheilt haben und auf dem gründlichen Studium der Werke des großen Künstlers fußend, Thorwaldsen's Leben und Werke in künstlerischer Abrundung darstellt. Und solch ein Buch hat uns der Franzose Eugène Plon geliefert.

Wohl Mancher dürfte, der bekannten Leichtfertigkeit der Franzosen gedenkend, an dieses Buch mit Mißtrauen heran treten. Bei genauerem Eingehen in dasselbe wird er jedoch zu seiner Freude bemerken, daß es keineswegs leichtfertig oder oberflächlich gearbeitet ist, sondern daß der kenntnißreiche Verfasser den großen Künstler und seine vielen Werke erst gründlich und allseitig studirt hat, daß er seinen Spuren in Rom, Kopenhagen und Deutschland mit Pietät nachgegangen ist, von den noch lebenden Freunden Thorwaldsen's manches Wichtige und Interessante erfahren, sich dadurch ein vollständiges und vollkommenes, klares Bild von dem Leben und Charakter des Menschen und der Art seiner Kunst verschafft und beides dann mit großem Geschick in einer höchst anziehenden Form dargestellt hat. Er schildert die Jugend und